

man das Denken schon gar nicht mehr beizubringen. Es denkt implizit schon von selber“ (75). Schließlich wird die Kybernetik sogar zum Religionsersatz: „Wir begegnen in der Kybernetik einem neuen Weltgefühl, in dem die Seele ihre Heimat nicht in einem Jenseits sucht, sondern in dieser Welt, die durch den Prozeß der Reflexion ihrer Fremdheit entkleidet und zum Abbild des Menschen umgeschmiedet werden soll“ (87).

Der 3. Teil, „Idealismus, Materialismus und Kybernetik“ (89—166), ist in dieser 2. Auflage neu hinzugefügt. Er geht dadurch wesentlich über den 1. Teil hinaus, daß er den Gegensatz von Idealismus und Materialismus als „die letzte heute noch wirksame Antithese des dualistischen Denkens“ bezeichnet und darum als „unwiderlich zum Verschwinden verurteilt“ (95) erklärt. Dialektischer Materialismus und transzendentaler Idealismus nehmen beide ein „primordiales X“ an; der Materialismus nennt es „Materie“, der Idealismus „Geist“ oder „Gott“; das ist nach dem Verf. nur „Geschmackssache“ (115), „leerer Streit um Worte“ (118). Den Unterschied der beiden Standpunkte sucht er dadurch begreiflich zu machen, daß der Idealismus vom eigenen Selbstbewußtsein ausgeht, während der Materialismus von der Beobachtung der zur Erkenntnis führenden materiellen Prozesse in einem andern Menschen ausgeht. Der ideologische Streit zwischen Ost und West wird dadurch relativiert, so wie etwa die von verschiedenen Raumstellen aus erfolgenden Urteile darüber, ob sich A rechts oder links von B befindet (130—132). Das Endergebnis aller Überlegungen ist schließlich: „Es ist einfach nicht abzusehen, welche Erkenntnisse der Mensch von sich selbst gewinnen wird, wenn er — der Einsicht folgend, daß wir nur wirklich verstehen, was wir selbst zu machen imstande sind — ein kybernetisches Ebenbild seiner selbst herstellt“ (166). In diesem Sinn wird das Wort des hl. Paulus zitiert: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (166).

Man ist geneigt, dem ein anderes Pauluswort entgegenzuhalten: „Du aber sei nüchtern in allem“ (2 Tim 4, 5). Die Kühnheit der Gedanken ist noch keine Begründung. Der Verf. scheint anzunehmen, daß die Unhaltbarkeit des bisherigen „dualistischen“ Weltbildes völlig neue Wege des Denkens rechtfertige. Aber ist diese Unhaltbarkeit wirklich nachgewiesen? Oder beruht der angebliche Nachweis auf Mißverständnissen? Jedenfalls ist es ein Mißverständnis, wenn der Verf. meint, Gegensätze wie Sein und Denken, Subjekt und Objekt, Materie und Geist seien nach der „klassischen Metaphysik“ gleichbedeutend mit dem kontradiktorischen Gegensatz von Sein und Nichtsein und darum auch untereinander gleichbedeutend. Namentlich der Gegensatz von Materie und Geist schließt Mittelglieder keineswegs aus. Im Zusammenhang mit der Kybernetik kann z. B. hingewiesen werden auf die Lehre des Thomas von Aquin von der „intentio“, die er nicht nur als Eigenschaft geistiger und seelischer Akte kennt, sondern auch als einen Sinn, dessen Träger materielle Dinge und Vorgänge sind. Zugegeben ist allerdings, daß diese Ansätze bisher wenig beachtet worden sind. Das dürfte damit zusammenhängen, daß die thomistische Philosophie zu einseitig nur als Naturphilosophie, nicht aber als Philosophie menschlichen Kulturschaffens entfaltet worden ist.

Ein anderes Mißverständnis besteht m. E. darin, daß die Unbestimmtheit im subatomaren Bereich mit der Freiheit im geistigen Bereich mehr oder weniger gleichgesetzt wird. In Wirklichkeit dürfte diese Unbestimmtheit der Freiheit nicht näher, sondern eher ferner stehen als die Naturgesetzlichkeit. Jedenfalls ist nicht einzusehen, warum die statistische Wahrscheinlichkeit echtes Denken eher ermöglichen soll als strenge Naturgesetzlichkeit. — Im ganzen dient der unkritische Gebrauch psychologischer Termini für die Leistungen der Maschinen schwerlich der Klarheit.

J. de Vries S. J.

Heinimann, Felix, *Nomos und Physis. Herkunft und Bedeutung einer Antithese im Griechischen Denken des 5. Jahrhunderts.* (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft. In Verbindung mit Olof Gigon, Willy Theiler, Fritz Webrli. Herausgegeben von Bernhard Wyss. Heft 1.) 8^o (221 S.) Basel 1965, Reinhardt. 18.—DM.

Ziel dieser mit sauberer philologischer Methode durchgeführten Untersuchung ist es, durch erneute Prüfung aller Zeugnisse, besonders der hippokratischen Schriften,

die mannigfaltigen Einflüsse aufzudecken, welche an der Formung der sophistischen Antithese von Nomos - Physis mithalfen.

Zum erstmalig ist dieser Doppelbegriff literarisch greifbar in der aus der perikleischen Zeit stammenden hippokratischen Schrift *περὶ ἀέρων ὁδῶν τόπων* (13—41). Hier dient er sachlich zur Beantwortung der Frage nach den Ursachen für die Verschiedenheit der Völker. Ein Vergleich mit Herodot, welcher der hippokratischen Schrift nahesteht, ergibt, daß „das Begriffspaar Nomos - Physis ursprünglich aus dem griechischen Nationalgefühl erwachsen ist“ (39).

Zwischen dem Sinngehalt des Begriffspaares in der hippokratischen Schrift und der späteren sophistischen Verwendung besteht ein grundlegender Unterschied. Zur Vorgeschichte der sophistischen Antithese Nomos - Physis (42—109) gehören drei ihr nahestehende Grundformen, die den Gegensatz von Schein und Wahrheit im frühgriechischen Denken zum Ausdruck bringen.

Die älteste und verbreitetste dieser drei Grundformen ist das Begriffspaar „Wort und Tat“ (43—46), eine im frühgriechischen Denken gleichwertige Äußerungsform menschlichen Tuns. Aber auch der Wandel menschlicher Verhältnisse und das Zerreißen des einheitlichen Menschenbildes finden in diesem Begriffspaar ihren Ausdruck, indem die Tat als das eigentliche Wirkliche bewertet wird und die Logoi entsprechend geringer geschätzt werden (44).

Dieser Antithese steht nahe die von *ὄνομα* (Benennung), welches nicht fähig ist, das wahre Wesen einer Sache auszudrücken, und *ἔργον*, d. h. Wirklichkeit, gewordenen Sein (46—56). Damit ist für die vorsophistische Zeit die Überleitung gegeben zur schärfsten Antithese von „Sein und Schein“, wie sie sich in der Lehre des Parmenides findet (57—58).

Diese drei Grundformen sind inhaltlich der sophistischen Antithese von Nomos und Physis verwandt. Da die Worte Nomos und Physis im Vergleich zu ihrer Verwendung in der sophistischen Antithese eine ganz andere Grundbedeutung haben (*νόμος* = das Zugeteilte) (61), *φύσις* = das Werden, das Wachsen (89), geht der Verfasser ihrem Bedeutungswandel nach (59—109). Im archaischen Denken (61—73; Hesiod, Heraklit, Pindar, Alkman) hat der Nomosbegriff autoritative Bedeutung, eine objektive über dem Einzelnen und der Gemeinschaft stehenden verpflichtenden Lebensregel (65); dann sinkt er auch herab zur Bezeichnung einer bloßen Sitte, ohne das Verpflichtende einer Gemeinschaftsordnung hervorzuheben (72). Die Bedeutung „unverbindlicher Sitte“ tritt im Werke Herodots am klarsten zu Tage (78; 78—85; Nomos in der Sprache der Aufklärung des 5. Jahrhunderts). Herodot 4, 39 zeigt sich hier „als Sprachbeobachter, der an die sorglose Alltagsrede den Maßstab der Logik legt und gerne jede sich bietende Gelegenheit benützt, um auf Grund seiner Einsicht Korrekturen anzubringen am *νόμος*, dem geltenden Sprachgebrauch“ (82, 83). Herodot setzt den Akzent auf „Brauch“ (83). Für die terminologische Verwendung von Nomos im Sinne „allgemein gültiger Meinung“ durch eleatische Umwertung liefert Empedokles (B 9) das Hauptzeugnis (84). In den Kreisen jener *σοφοί*, die aufgrund eigener besserer Einsicht das *νομιζόμενον*, den *νόμος* als in Widerspruch mit der Wahrheit stehendes Unkonventionelles verwarfen, ward Nomos zum Gegenbegriff „der Wahrheit“ (85—89). Mit dem ethnographisch-politischen Nomosbegriff des Herodot hat dieser durch sophistischen Einfluß im scharfen Gegensatz zur Wahrheit stehende Nomosbegriff nichts mehr zu tun. Schon bei Sophokles (fr 83) trat die verbale Form *νομισθέν* in Gegensatz zur *ἀλήθεια*. In der Formulierung des Demokrit (B 9 = B 125; 87) sind Begriffe wie Geschmack, Farbe aus der *communis opinio*, die der Sprache zugrunde liegt, hervorgegangen. Für die Physiker ist dieser Nomos falsch, da er nicht „das wahre auf mechanistischer Gesetzmäßigkeit beruhende Wesen der Dinge bezeichnet“ (88). Damit wird die Physis zur Norm erhoben (89—109). Die zu Nomos antithetische Verwendung von Physis als Inbegriff der Wahrheit kam nicht von Parmenides und den Eleaten, sondern sie vollzog sich im 5. Jahrhundert durch die Naturauffassung der jonischen Physiker in Verbindung mit medizinischem und erzieherischem Denken (108). Durch die Normhaftigkeit der Physis und ihrer Wertung als das Richtige wurde eine weitere negative Seite des Nomos aufgezeigt, in dem die Relativität jeder seiner Formen verkündet wurde (125). Die Voraussetzung dieser Wertung der Physis ist die Anerkennung einer unverbrüchlichen und allgemein geltenden Natur-

gesetzlichkeit (125—146), wodurch „die ältere Vorstellung, daß die angeborene Art (*φύσις*) sich nicht verändere, sondern in ihr alle Keime zur Entwicklung schon angelegt seien“ (125), rational erklärt wird.

Diese so mit neuem Gehalt gefüllten Begriffe von Nomos und Physis stellten die Sophisten in den Dienst ihrer Kulturentstehungslehre (147—152), indem sie einen kulturlosen Anfangszustand des Menschen lehrten. Die Überwindung seiner *φύσις ἀτακτος* (= die individuelle ungeordnete Natur) durch die Ordnung der *Nomoi* galt als Kulturfortschritt. In der erkenntnistheoretischen Verwendung (152—156) besagt Physis die absolute Wahrheit, Nomos der falsche Schein (152). Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie sind eng verbunden. Deshalb dringt diese Antithese auch in das Gebiet der Sprachphilosophie ein (152—156).

Verfolgt man die Entwicklung dieser Antithese weiter, dann erkennt man, daß die Stoa die Gegensätze vereint, „für die der Logos und der von ihm geschaffene Nomos nur Teile der einen göttlichen Physis bedeuteten“ (169).

Der Verfasser schließt seine Untersuchung ab, indem er in einem Anhang (170—209) Datierungsfragen behandelt von *πᾶν* und *πῖν*, ihr gegenseitiges Verhältnis und das zu nichtmedizinischen Schriften. Im Vorwort seiner Arbeit schreibt der Verfasser: „Die vorliegende Arbeit wurde Ende 1942 der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Dissertation eingereicht. Sie ist inzwischen nur unwesentlich geändert worden. Beanspruchung durch Lehramt und Militärdienst hat mir auch verunmöglicht, zu der seither erschienenen Literatur Stellung zu nehmen.“ Damit dürfte wohl der Rezensent der Pflicht einer kritischen Stellungnahme enthoben sein. Vielleicht hätte doch der Verfasser zur Zeit der Abfassung manchen philosophischen Fragen ein schärferes Profil geben können durch Vergleich mit der damaligen Problemlage, um so den positiven Charakter seiner Untersuchung zu vertiefen.

Ob das allerdings in seiner Absicht lag, steht offen. Aber eine wichtige sprachphilosophische Erkenntnis, die heute in den Dienst der Interpretation antiker Autoren gestellt zu werden beginnt, findet durch die Arbeit ihre Bestätigung, daß nämlich die Sprache geformt wird durch den Umgang mit dem „Sein“. Die Seinsstrukturen spiegeln sich also in der Sprache wider. So kann durch Sprachanalyse Vergangenes in neues Licht gerückt werden.

K. ENNEN S. J.

Maier, Anneliese, *Ausgehendes Mittelalter* (Gesammelte Aufsätze zur Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts, I). gr. 8^o (VII u. 507 S.) Roma 1964, Edizioni di Storia e Letteratura.

Frau Professor Maier, sicherlich einer der besten Kenner der scholastischen Naturphilosophie des 14. Jahrhunderts, legt in einem ersten Band 17 schon in 6 verschiedenen Zeitschriften und 3 Festschriften erschienene Beiträge aus den Jahren 1947 bis 1960 über die scholastische Philosophie des 14. Jahrhunderts vor. Auf 41 Seiten werden zu jedem Artikel (im Buch etwas unglücklich Kapitel genannt) „Addenda“ beigefügt. Wenn es auch verdienstlich ist, so verstreute Beiträge zusammengefaßt zu haben, liegt der besondere Wert in eben diesen Addenda, die den neuesten Stand der Forschung berücksichtigen, das z. T. vor 17 Jahren Geschriebene ergänzen und somit die Artikel zu einem wichtigen Hilfsmittel auch der modernsten Forschung machen. Vor allem werden zahlreiche Konjekturen durch neu aufgefundene Mss. bestätigt oder korrigiert.

Die Beiträge der Verfasserin zeichnen sich durch gründliche Kenntnis und zuverlässige Zitierung des oft schwer zugänglichen, noch gar nicht oder in mittelalterlichen Drucken nur unzulänglich edierten Handschriftenmaterials aus. Insgesamt wurden 165 Mss. (davon 124 aus der Vatikanischen Bibliothek) zitiert.

Das 1. Kapitel behandelt die Bologneser Quaestiones Wilhelm von Alnwicks gegen den Averroismus. Im 2. wird die Problematik der das hoch- und spätmittelalterliche Denken rege beschäftigenden Frage nach der Möglichkeit und Wirklichkeit des aktuell Unendlichen bei Heinrich von Harclay, Thomas von Wylton, Wilhelm von Ockham und den zeitgenössischen Oxfordern dargestellt. Das Quodlibet des Thomas von Wylton wird im 3. Kapitel literarhistorisch besprochen. Eine Untersuchung ähnlicher Art über Walter Burleys Politikkommentar schließt sich im